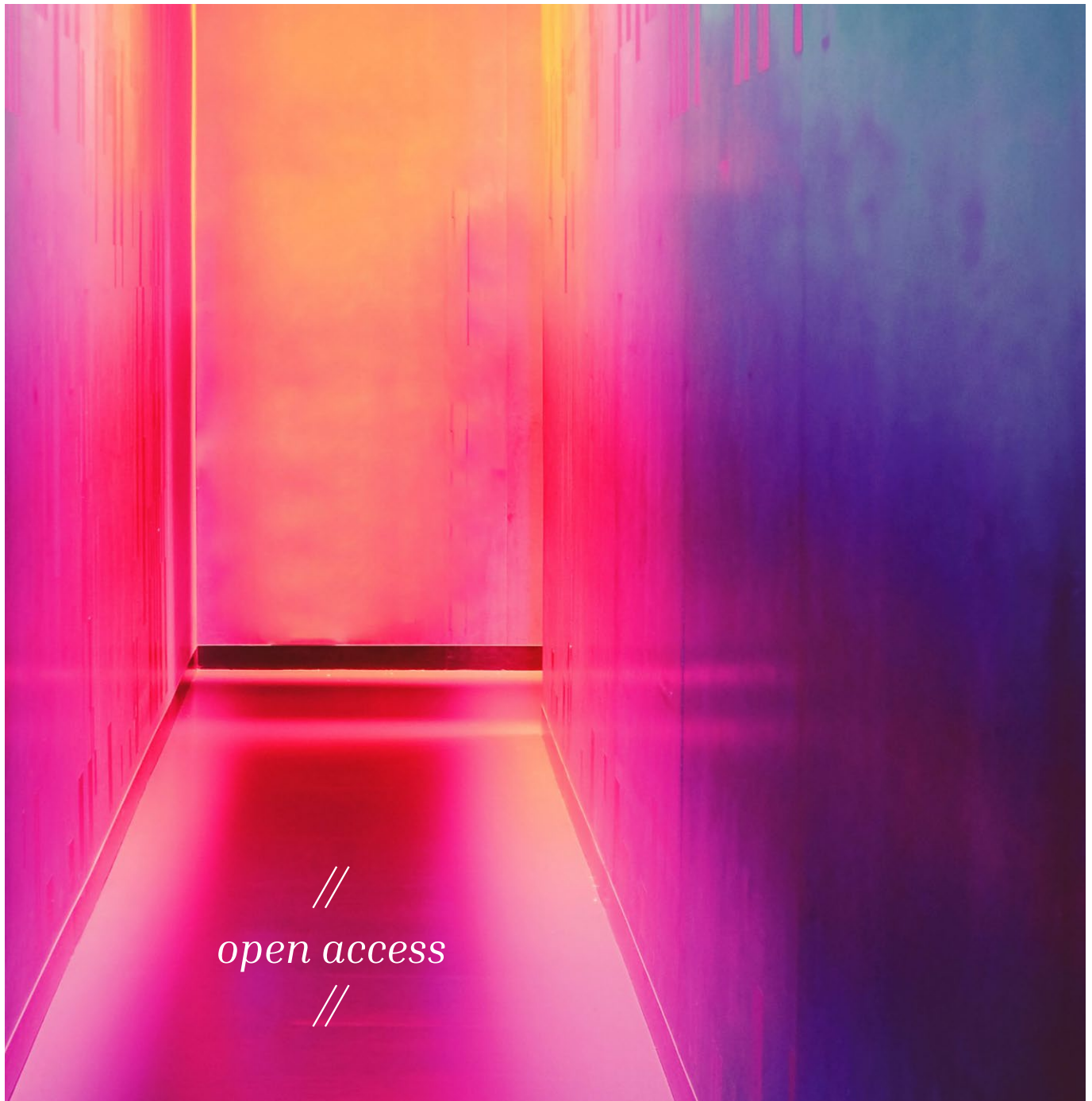


DUZ

WISSENSCHAFT & MANAGEMENT

AUSGABE 6.2023 // 7. JULI



NOCH LANGE KEIN STANDARD

Je nach Fachbereich unterscheidet sich der Umgang mit Open Access erheblich. Ein Einblick

WHISTLEBLOWER

Das neue Hinweisgeberschutzgesetz enthält einige Stolperfallen für Wissenschaftseinrichtungen

KEIN CLOSED SHOP

DUZ Kolumnist Ralf Tegtmeier plädiert für eine offene Kultur des Forschens und Lernens

Open Access – noch lange kein Standard

Die Politik bekennt sich zu Open Access,
doch die Publikationskultur der
Geisteswissenschaften ist davon noch weit
entfernt. Die Natur- und Technikwissenschaften
befürworten zwar Open Access, doch ihnen fehlt
häufig das Geld |

Von Christoph Hornung



Open Access ist
ebenfalls Thema im
DUZ Magazin 5.2023

Skeptisch und eher defensiv

In den Geisteswissenschaften tun sich die Forschenden schwer, Open Access zu publizieren. Die Angst, das Kulturgut Buch zu verlieren, ist größer als in anderen Disziplinen. Doch die Lage ist heterogen, es gibt auch zahlreiche innovative Projekte. Eine Einschätzung

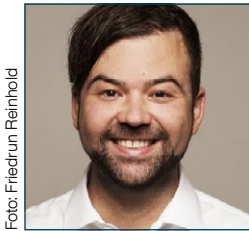


Foto: Friedrun Reinhold

Christoph Hornung

ist unter anderem Publikationsberater an der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg und Berater und Workshopdozent an verschiedenen Universitäten. |
mail@
hornung-publizieren.de

Open Access wollen wir als gemeinsamen Standard etablieren.“ Diese Ankündigung findet sich im Koalitionsvertrag der Ampelkoalition für die laufende Legislaturperiode. Damit spricht sich die Bundesregierung dafür aus, dass wissenschaftliche Publikationen und damit Erkenntnisse frei zugänglich und nutzbar sein sollen – und zwar für jede Person und unabhängig von finanziellen, gesetzlichen oder technischen Barrieren. Auch die Zugehörigkeit zu einer Institution und deren Erwerbsentscheidungen soll also nicht mehr entscheidend sein. So definiert sich der Begriff Open Access, der seit einiger Zeit für Veränderungen und auch Unruhe im wissenschaftlichen Publikationswesen sorgt. Vor allem in den Geisteswissenschaften stößt dieser Publikationsmodus auf Skepsis. Sie rangieren nach den vorliegenden Zahlen am Ende der Open-Access-Affinität wissenschaftlicher Disziplinen. Zwischen politischem Willen und Realität klafft hier eine große Lücke.

Politischer Wille und Realität

Forschungsförderer positionieren sich immer stärker pro Open Access. Selten jedoch verpflichten sie die Forschenden in Deutschland dazu, dass die von ihnen geförderten Forschungsergebnisse Open Access veröffentlicht werden. So sprechen sich die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und das Bundesministerium für Bildung und Forschung

(BMBF) klar für Open Access aus, aber ohne eine Verpflichtung zum freien Publizieren in den geförderten Projekten einzusetzen. Anders ist dies beim österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) und beim Schweizer Nationalfonds (SNF), die genau das verlangen. Die Debatte um solche Verpflichtungen offenbart einen teils heftigen Widerstand, es wird gar um den Grundsatz der Wissenschaftsfreiheit gebangt. Was steckt hinter derartigen Reaktionen? Schließlich ist die dahinterstehende Forschung in der Regel aus öffentlichen Geldern finanziert. Ein Hauptargument pro Open Access ist, dass deshalb auch die Forschungsergebnisse für die gesamte Öffentlichkeit ohne Einschränkung einzusehen sein soll.

Auch gibt es immer mehr profilierte, hervorragende Publikationen, Reihen, Plattformen und Verlagsangebote für Open-Access-Publikationen. Zentrale Akteure im wissenschaftlichen Verlagswesen haben Open-Access-Angebote, auch die Universitäten stellen Plattformen und eigene Verlage bereit. Aber dies alles setzt sich in den Geisteswissenschaften nur teilweise durch. Die Gründe dafür sind vielfältig: Bestimmte Reihen oder Zeitschriften sind schlichtweg nicht Open Access; in anderen Fällen liegt es am mangelnden Geld. Es gibt aber auch schiere Ablehnung des Publikationsmodus aufgrund einer Reihe von Befürchtungen: Das traditionsreiche Verlagswesen sei gefährdet, ebenso die

inhaltliche Qualität von wissenschaftlichen Publikationen, es drohe ein Reputationsverlust für die eigene Forschung, wenn man die etablierten Strukturen verlasse. Und auch um die Existenz des gedruckten Buchs wird gefürchtet. Aber hier lohnt ein genauerer Blick.

Stirbt das Buch?

Die Angst vor dem Verlust des Kulturgutes Buch ist eine Sorge, die im Zusammenhang mit Open Access oft formuliert wird und die eine Urangst der Digitalisierung ist. Gerade in den Geisteswissenschaften spielt es eine besondere Rolle: Denn neben Fachzeitschriften und Sammelbänden ist es vor allem das monografische Werk, in dem die zentralen Erkenntnisse einer Forschungslaufbahn festgehalten werden. Im Zentrum einer geisteswissenschaftlichen Karriere stehen dabei mindestens zwei eigene Bücher: die Dissertation und die Habilitation. In anderen Fachgebieten sind hingegen Artikel in Fachzeitschriften das maßgebliche Format; Promotion und Habilitation erfolgen häufig kumulativ, also durch mehrere Artikel zu einem Themenkomplex. Die Sorge um den Verlust des gedruckten Kulturguts richtet sich weniger auf Zeitschriften und mehr auf die Monografie, auf das dicke Buch zu einem Thema, das man in langen Stunden in solitärer Arbeit am Schreibtisch verfasst hat. Ist es nicht naheliegend, dass es verschwindet, wenn Forschungsergebnisse online abrufbar werden?

Auf Grundlage der bisherigen Entwicklungen geurteilt, besteht keine Gefahr. Denn Open-Access-Bücher sind in der Regel nicht ausschließlich online verfügbar, sondern werden auch gedruckt. Dass dies mit vergleichsweise geringem Aufwand möglich ist, ist einer technischen Errungenschaft zu verdanken: dem Print-on-demand-Druck. Dieser hat mittlerweile ein hohes technisches Niveau und erlaubt vergleichsweise einfach den wiederholten Druck kleiner Chargen ausgehend von derselben Datei. Zu nennen sind auch Weiterentwicklungen des Buchs im Digitalen, das neben abgeschlossenen E-Books auch veränderliche Formate (Stichwort living books) kennt.

Auf einer ganz persönlich-emotionalen Ebene ist es auch so, dass viele Forschende eben noch ein gedrucktes Buch in der Hand halten wollen. Besonders nach einer mühevollen Promotion oder Habilitation macht es den Abschluss eines großen Projekts greif-

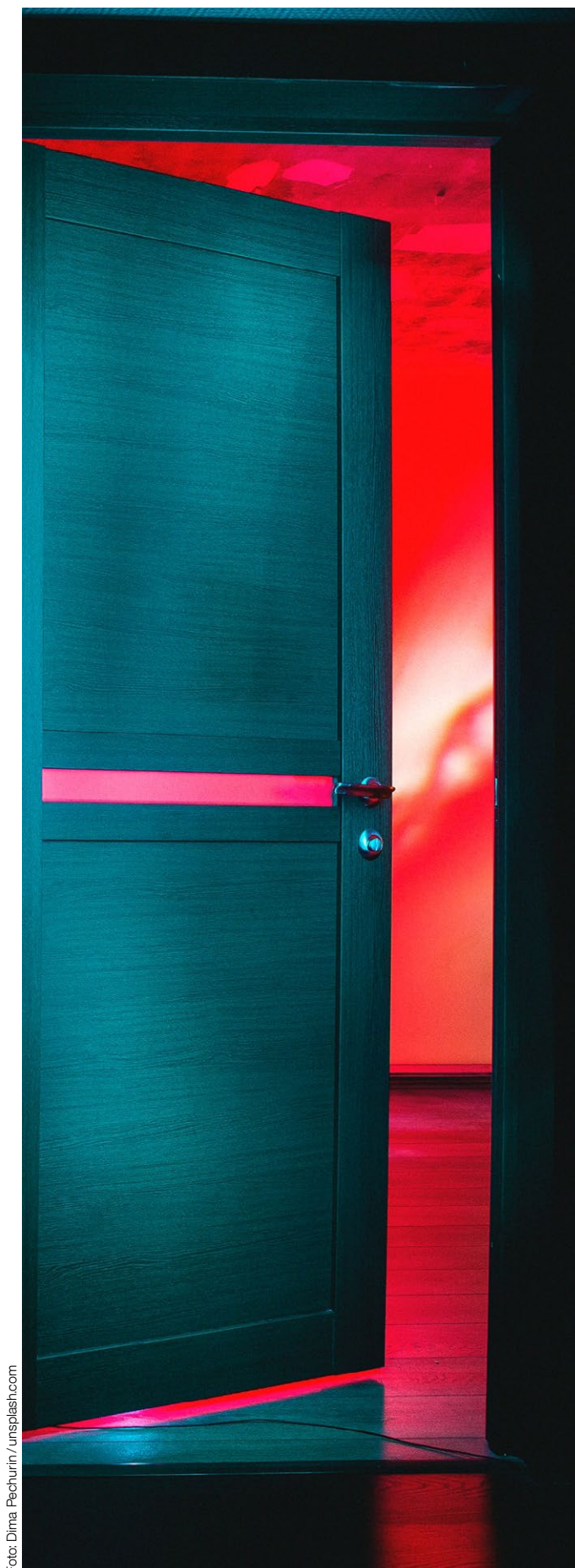


Foto: Dima Pechurin / unsplash.com

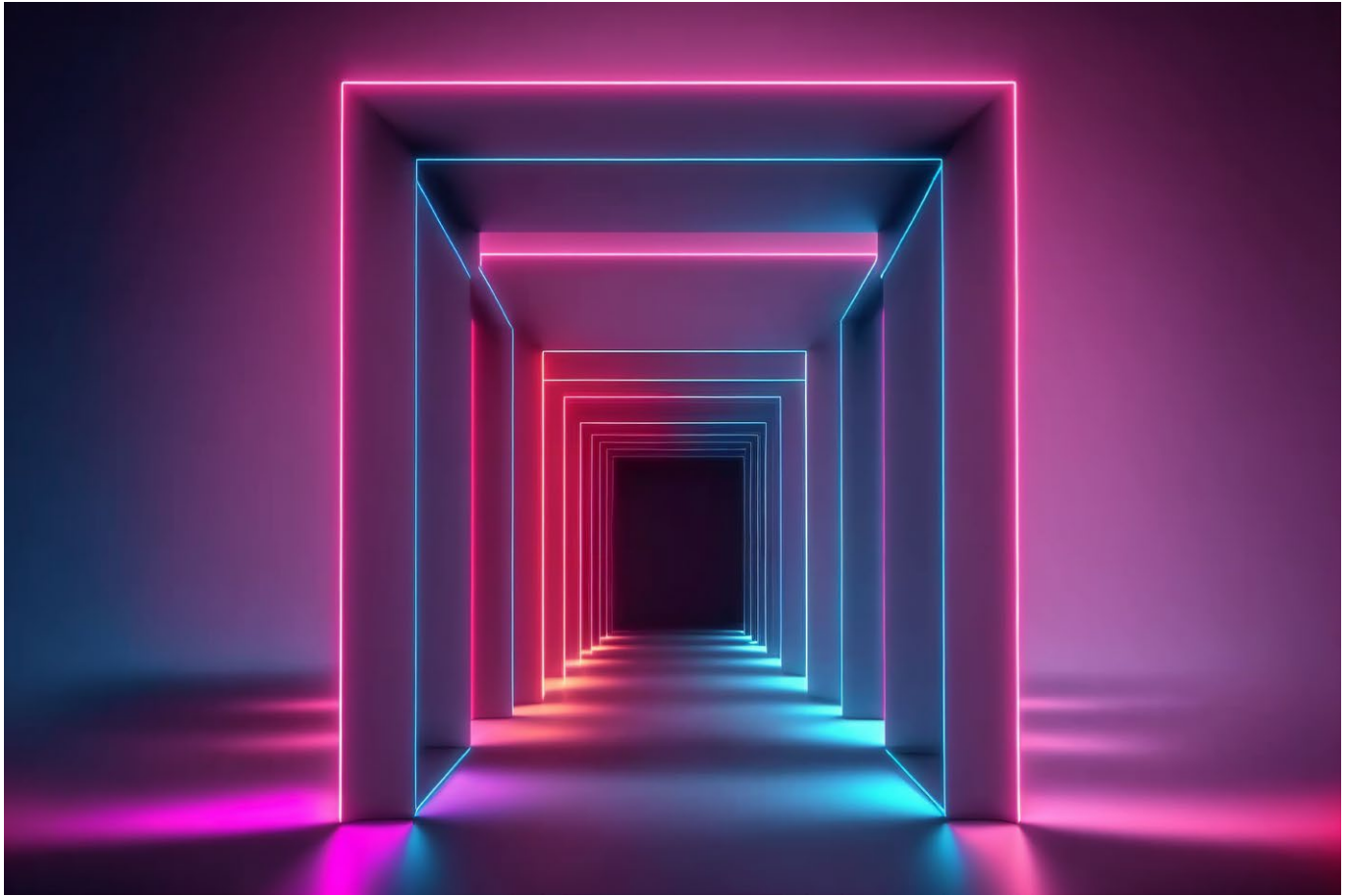


Foto: Phuoc Quy Nguyen / 123rf.com

bar. Mitunter geht es auch um ein Geschenk für stolze Großeltern, um die Präsentabilität des eigenen Bücherregals oder um Lesegewohnheiten. Worum auch immer – das gedruckte Buch existiert weiter.

Open Access, Verlage und die Finanzierung von Büchern

Mit Open Access wird auch eine Abkehr von den Verlagen assoziiert. Als klassische Wissensvermittler genießen sie gerade in den Geisteswissenschaften nach wie vor großes Vertrauen. Sie stehen für die ganze Tradition des Gelehrtentums und für eine wichtige kuratorische und editorische Arbeit in der Wissensvermittlung. Allerdings besteht zwischen Verlagswesen und Open Access kein zwangsläufiger Widerspruch. Denn viele dieser Vertreter der Buchkultur bieten inzwischen Open-Access-Modelle an.

Ein Problem ist aber die Finanzierung von wissenschaftlichen Buchveröffentlichungen, generell und umso mehr, wenn ein freier Zugang bestehen soll. Denn durch wissenschaftliches Publizieren verdient

man kein Geld, sondern man bezahlt es an Verlage, damit sie die Publikation produzieren. In der Regel handelt es sich um mehrere Tausend Euro für eine Monografie. Bei Open-Access-Büchern kalkulieren die Verlage meist einen Ausgleich für weniger verkaufte Printexemplare ein, der zu den Kosten hinzukommt. Diese zu zahlenden Druckkostenzuschüsse stammen aus Lehrstuhlmitteln oder Drittmitteln, die in den Geisteswissenschaften nicht immer üppig ausfallen. Promovierende zahlen die Kosten zudem häufig aus eigener Tasche. Da die Finanzierung von geisteswissenschaftlichen Promotionen oft ohne auskömmliches Beschäftigungsverhältnis erfolgt, können die höheren Kosten für ein Open-Access-Buch mitunter einen entscheidenden Unterschied ausmachen und Promovierende davon abhalten, ihre Ergebnisse frei zugänglich bereitzustellen.

Um die Kosten auszugleichen, gibt es einen großen Flickenteppich an Fördermöglichkeiten durch Fachverbände und Forschungsförderer wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG). Diese Angebote sind aber nur für einzelne Veröffentlichungen nutzbar und

mit unklaren Erfolgsaussichten verbunden. Hier klafft eine massive Finanzierungslücke, die so gar nicht zum politischen Willen zu Open Access passen will. Einige Universitäten begegnen ihr inzwischen mit einem Monografienfonds aus eigenen Mitteln. Aber nicht überall haben Forschende dieses Glück. Auch die Dichte an Universitätsverlagen hat deutlich zugenommen. Sie bieten günstige hochqualitative Angebote für die Forschenden der eigenen Institution. Bislang können sie aber nicht immer mit einem reputationsstarken Verlagsprogramm aufwarten. Eine andere Situation liegt etwa in Spanien und Großbritannien vor. Dort sind die universitätseigenen Verlage wichtige Größen im wissenschaftlichen Publikationswesen. Was in den Geisteswissenschaften übrigens kaum eine Rolle spielt, sind Veröffentlichungsgebühren für Zeitschriftenartikel – ganz im Gegenteil zu einigen Naturwissenschaften, in denen vierstellige Gebühren für die Veröffentlichung eines einzelnen Artikels keine Seltenheit sind.

Open Access ohne Verlage

Aber auch außerhalb der Verlagsstrukturen gibt es qualitativ hochwertige Publikationen. Unter dem Stichwort „scholar led“ geschieht hier immer mehr, dabei übernehmen Forschende editorische Rollen. Die Publikationen werden von Universitäten beziehungsweise ihren Bibliotheken gehostet. Diese sorgen für hohe technische Standards und eine Langzeitverfügbarkeit der Inhalte sowie für die Auffindbarkeit der Publikationen in digitalen Katalogen und allgemeinen Suchmaschinen wie Google.

Was die inhaltliche Qualität angeht, gibt es nicht zuletzt die Sorge, dass im Open-Access-Sektor nicht lektoriert wird. Tatsächlich ist das Lektorat im Rückzug, allerdings ist es das auch bei Printveröffentlichungen im klassischen Verlagswesen. Auch bei Open-Access-Veröffentlichungen ist die Lage sehr heterogen. In einem speziellen Bereich von Open Access wird tatsächlich flächendeckend auf das Lektorat verzichtet, nämlich bei den Dokumentenservern der Institutionen. Dort kann unkompliziert und ohne intensive inhaltliche Prüfung veröffentlicht werden. Tatsächlich ist dies auch nicht Aufgabe solcher Angebote: Denn sie dienen der Zweitveröffentlichung von Texten, die bereits an anderer Stelle (bei einem Verlag) erschienen sind, sowie von Preprints, Working Papers und

Konferenzmaterialien. In diesen Fällen ist eine editorische Betreuung nicht entscheidend.

Sorge vor Reputationsverlust

Bei der gesamten Einordnung von Open Access spielt die Reputationskultur der Wissenschaft eine prägende Rolle. Wo und wie publiziert wird, hängt maßgeblich vom Ansehen der Namen von spezialisierten Verlagen, Herausgebenden, Zeitschriften und Reihen ab.

Hingegen spielen Impact-Faktoren und andere Metriken in den Geisteswissenschaften – anders als in anderen Fächern – faktisch keine Rolle. Überhaupt scheinen Zitationshäufigkeiten nicht darüber zu entscheiden, welches Renommee eine Publikation hat. Denn Open-Access-Publikationen werden, glaubt man einer ganzen Reihe von Untersuchungen, häufiger



Befürchtungen, Open Access gehe mit einem Reputationsverlust einher, halten sich hartnäckig “

gelesen und auch zitiert. Dennoch halten sich hartnäckig Befürchtungen, Open Access gehe mit einem Reputationsverlust einher oder schade den gewachsenen Strukturen des wissenschaftlichen Publizierens und des Verlagswesens. Junge Forschende kann dies eher zu den tradierten Formaten führen; etablierte Professorinnen und Professoren haben ihre vertrauten Kollaborationen und Kreise, in denen ihre Publikationen fest verankert sind. Auf neu gegründete Zeitschriften und Scholar-led-Publikationen außerhalb der etablierten Verlage färbt kein Renommee eines Verlagsnamens ab. Bei der Betrachtung von Neugründungen im Bereich der Zeitschriften wird aber auch deutlich, dass der Aufbau von Reputation schnell vonstattengehen kann. Dies kann über die Namen der Herausgebenden wie auch über die Anbindung an eine etablierte Fachgesellschaft, an eine bekannte Tagungsreihe oder über die Namen der Beitragenden geschehen.

Prekäre Verhältnisse

Durch Vorträge auf Fachtagungen und durch das Publizieren von Artikeln weist man sich als Expertin oder Experte in einem Fachgebiet aus. Die Herausgabe eines Sammelbandes oder gar die Gründung einer neuen Fachzeitschrift erhöht die Sichtbarkeit der eigenen Expertise. Allerdings scheint hier mitunter ein lebenspraktisches Problem auf: Eine Forschungskarriere verläuft selten geradlinig. Fast alle Stellen sind befristet, Unterbrechungen in den Anstellungsverhältnissen häufig. Dauerstellen gibt es fast nur noch in Form der Professur. Nicht alle qualifizierten Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler erhalten jedoch einen Ruf. Erst jüngst wurde unter den Hashtags #IchbinHanna und #IchbinReyhan viel über prekäre Arbeitsverhältnisse in der Wissenschaft diskutiert. In den Geisteswissenschaften verschärft sich die Situation dadurch, dass ein exzellentes fachliches Profil nicht unbedingt für eine Anstellung in der Privatwirtschaft sorgt. Deshalb gabelt sich der Weg nach zehn bis 20 Jahren in der Wissenschaft – so lange dauert in der Regel die sogenannte Qualifizierungsphase – zwischen einer Professur und dem Abschied aus der Academia. Ein Professor spitzte die Aussage einmal so zu, dass er an der Gabelung von C4 (der früher üblichen Besoldungsstufe für Lehrstühle) und Hartz IV stand. In seinem Fall wurde es C4, allerdings indem er widerwillig ans andere Ende der Republik umzog.

Die Hoffnung auf eine Dauerstelle führt häufig dazu, dass viele Forschende in prekären Beschäftigungsverhältnissen oder gar ohne Anstellung wissenschaftlich und editorisch tätig sind. Diese Problematik kulminiert in der Postdoc-Phase, in der neben der wissenschaftlichen Kernqualifikation auch Kompetenzen wie die herausgeberische Tätigkeit zu Währungen werden, gleichzeitig aber häufig keine stabile Finanzierung der Tätigkeit und der Publikationen vorhanden ist. Denn vor einem Ruf (oder dem Abschied aus der Academia) läuft häufig die Zeit ab, die das Wissenschaftszeitvertragsgesetz für eine befristete Anstellung einräumt.

Die Sorge um die eigene berufliche Zukunft beeinflusst mitunter auch die Wahl von Publikationsformaten. Neben dem Weg der Profilierung durch eigene Herausgeberschaften, auch im Open-Access-Bereich,

existiert ein defensiver Weg. So werden etablierte Formate, Publikationen, Reihen und Verlage gewählt, da sie als Reputationsgaranten gelten. Ob diese nun Open Access sind oder nicht, ist dann häufig zweitrangig.

Heterogene Lage

Insgesamt ist die Open-Access-Debatte ein Spiegel der akademischen Welt und ihrer Strukturen. Neben ablehnenden Haltungen entstehen zahlreiche hervorragende Projekte. Zeitschriften werden gegründet, Monografienfonds und andere Initiativen wachsen, und an immer mehr Stellen positionieren sich Forschende dezidiert pro Open Access und machen die für sie geeigneten Angebote ausfindig. Man darf gespannt sein, wann das Ziel der Ampelregierung von Open Access als Standard tatsächlich Realität wird. //



Foto: Mohamadreza Azhdari / unsplash.com

Es fehlt wie so oft das Geld

In den Naturwissenschaften ist Open Access stärker etabliert als in den Geisteswissenschaften. Es dominieren einige wenige Großverlage, die von den Forschenden hohe Summen für Publikationen verlangen. Die Finanzierung ist herausfordernd. Ein Überblick

Es gibt Unterschiede zwischen den einzelnen naturwissenschaftlichen Fächern: So ist die Physik deutlich stärker auf Open Access orientiert als die Chemie oder die Biologie. Auch in den Technikwissenschaften ist die Situation heterogen. Eine wachsende Anzahl von Journals wird dabei von öffentlichen Institutionen oder Verbänden herausgegeben und gehostet.

Dennoch dominieren das Feld in diesen Fächern einige wenige Großverlage mit beachtlichen Gewinnmargen: Zu nennen sind insbesondere Springer, Elsevier, Sage, Taylor & Francis und Wiley. Für eine Open-Access-Publikation in der Zeitschrift Nature werden bis zu 10 000 Euro fällig – nicht etwa als Bezahlung für die Publizierenden, sondern umgekehrt: Die Publizierenden zahlen diese Gebühren an den Verlag, damit dieser den Artikel veröffentlicht. Open Access ist dabei noch teurer als eine sogenannte Closed-Access-Publikation, bei der Bibliotheken und Einzelpersonen weitere Gebühren zahlen, damit ein Artikel gelesen werden kann. Bei Open Access in den Natur- und Technikwissenschaften geht es also um Geld. Um viel Geld.

1. Kostspieliges Publizieren von Artikeln

Im Zentrum des Publikationsgeschehens der Natur- und Technikwissenschaften steht der Artikel – zu meist in wissenschaftlichen Journals, bisweilen auch in Tagungsbänden. Dabei ist die digitale Veröffentlichung seit geraumer Zeit Standard, wobei sich Open Access und lizenzpflichtiger Closed Access – mit unterschiedlichen Anteilen in den einzelnen Fachgebieten – die Existenz teilen. Die Konferenzveröffentlichungen (sogenannte proceedings), die in den Technikwissenschaften auch zentral sind, sind teilweise auch frei zugänglich, werden aber häufig in selbstverwalteten Formaten veröffentlicht.

Die hohen Veröffentlichungsgebühren von meist mehreren Tausend Euro pro Artikel wachsen umso stärker an, wenn ein Artikel frei zugänglich gemacht werden soll. Diese Möglichkeit bieten viele Journals an, für die Open Access nicht das Standard-Modell ist, sondern ein kostenpflichtiges Zusatzangebot. Um dies zu bezahlen, werden von verschiedenen Seiten Gelder mobilisiert – schließlich streben nicht nur das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) und der Wissenschaftsrat eine Umstellung des wissenschaftlichen Publikationssystems zu Open Access an. Vielmehr engagieren sich auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Forschungsorganisationen wie Leibniz oder Helmholtz, zahlreiche Universitäten und andere Forschungseinrichtungen.

Vielerorts wurden in den vergangenen Jahren Förderfonds eingerichtet. Diese haben eine nicht zu unterschätzende Steuerungswirkung – und zwar nicht nur auf die Entscheidung von Forschenden, ihre Ergebnisse Open Access zu publizieren. Vielmehr zeichnet sich als interessanter Nebeneffekt auch ein Einfluss auf die Preisgestaltung von Verlagen ab. So hatte Deutschlands größter Forschungsförderer, die DFG, lange eine Obergrenze von 2000 Euro für die Unterstützung von Open-Access-Publikationen. Nach dem Wegfall dieser Obergrenze war eine Preissteigerung von Verlagsseite zu beobachten.

Oftmals und speziell bei diesen Verfahren gibt es zunehmend Stimmen, die kritisieren, dass für Open Access noch mehr Geld ausgegeben wird, als dies bei anderen wissenschaftlichen Publikationen ohnehin der Fall ist. Natürlich ist es richtig, dass bei diesen Finanzierungsmodellen mehr Geld für die Publikation ausgegeben wird. Allerdings fallen für das Lesen von Open-Access-Publikationen keine Lizenzgebühren mehr an.



Foto: Chris Anderson / unsplash.com

2. Status quo zementieren durch Journal Impact Factor

Die großen Verlage behaupten ihre Position im Publikationsgeschehen. Durch ihren etablierten Status sind sie auch weiterhin gefragt. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt dabei der Journal Impact Factor (JIP). Er ist insbesondere in den Naturwissenschaften eine zentrale Orientierungsgröße bei der Entscheidung, wo publizierende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Artikel einreichen. Er gibt an, wie häufig Artikel durchschnittlich zitiert werden, die in einer bestimmten Zeitschrift erscheinen. Bei dieser Kennzahl ist höchst fraglich, welcher Zusammenhang zwischen der Anzahl von Zitationen und der Qualität eines einzelnen Artikels besteht. Ein besonders anschauliches Beispiel ist eine Studie von Andrew Wakefield in *Lancet*. Diese hatte einen Zusammenhang zwischen einer Impfung und dem Auftreten von Autismus hergestellt. Die Studie erwies sich jedoch als gefälscht, Wakefield verlor seine Zulassung als Arzt. Trotzdem wird die Ar-

beit immer noch häufig zitiert – allerdings als Beispiel für schlechte Arbeit.

Der Grundgedanke ist freilich, die Relevanz von Veröffentlichungen objektiv zu erfassen. Deshalb spielt der Journal Impact Factor eine zentrale Rolle im wissenschaftlichen Reputationssystem dieser Fächer, etwa bei den Berufungsverfahren zur Besetzung von Professuren. Aufgrund dieser Bedeutung hat die Kennziffer einen verstärkenden Effekt: Zeitschriften, die bereits eine hohe Verbreitung haben, zementieren diese durch einen hohen JIP und die daraus folgende Anziehungskraft als Publikationsrahmen für weitere Forschungen. Einmal etablierte Zeitschriften haben so gute Chancen, ihren Status zu festigen – und damit auch die dahinterstehenden Verlage.

Die Kennzahl wird für lizenzierungspflichtige Publikationen erhoben, aber eben auch für Open-Access-Publikationen. Viele dieser Journals bieten gegen eine

zusätzliche Gebühr die Möglichkeit an, den eigenen Artikel frei zugänglich zu machen. Dies kann natürlich eine Hürde darstellen – es sei denn, es gibt spezielle Anreize zur Open-Access-Publikation. In einigen Fällen ist dies sogar verpflichtend – was bei immer mehr Forschungsförderern der Fall ist und in Österreich und der Schweiz wesentlich häufiger als in Deutschland.

3. Transformation mit etablierten Playern: DEAL & Co

Die starke Rolle der Verlage und ihrer Zeitschriften einschließlich ihres hohen Impact-Factors spiegelt sich in dem Weg wider, auf dem die „Transformation des wissenschaftlichen Publizierens zu Open Access [...] innerhalb der nächsten Jahre“ schrittweise vollzogen werden soll, wie es der Wissenschaftsrat formuliert. Als eine Maßnahme, um dieses ehrgeizige Ziel zu erreichen, schlossen seit 2019 Universitäten, Hochschulen und Forschungseinrichtungen umfassende Open-Access-Verträge mit einigen Verlagen. Unter dem Namen DEAL-Verträge wurden Abkommen mit Wiley und dann auch mit Springer Nature geschlossen. In kleinerem Umfang wurde mit weiteren Verlagen erfolgreich verhandelt. Davor wurden vielerorts und im großen Stil Abonnements gekündigt – insbesondere beim Großverlag Elsevier. Sie nahmen in den Bibliotheksetats zuvor Anteile ein, die weit überproportional waren und an anderer Stelle Geld fehlen ließen. Durch die Kündigungen entstand ein gewisser Druck auf die Großverlage im Vorfeld der DEAL-Verhandlungen. Dennoch scheiterten die Verhandlungen mit Elsevier, aber mit anderen Verlagen wurden sogenannte Transformationsverträge geschlossen.

Die Grundidee dieser Verträge ist folgende: Die Mitglieder einer Institution zahlen bei einem Verlag keinen Aufpreis dafür, dass ihre Publikationen frei zugänglich gemacht werden. Im Gegenzug verpflichtet sich die Institution zur Lizenzierung der kostenpflichtigen Veröffentlichungen des Verlags.

Gelegentlich wird auch ein anderer Weg beschritten, indem neue Open-Access-Zeitschriften gegründet werden. Unter dem Stichwort „scholar led“ werden Forschende selbst herausgeberisch beziehungsweise verlegerisch tätig. Als Diamond-Open-Access-Journals veröffentlichen viele Institutionen und Verbände Zeitschriften, bei denen die Publizierenden keine Veröffentlichungsgebühren zahlen müssen.



In Österreich und der Schweiz ist es wesentlich häufiger verpflichtend als in Deutschland, Open Access zu publizieren



4. Geschlossener Open Access

In den Technikwissenschaften wirken auch andere Prinzipien in der Publikationskultur, vor allem wenn der Kreis der Spezialistinnen und Spezialisten zu einem Thema oder Themenkreis überschaubar ist. So ist der zentrale Rahmen für die Veröffentlichung neuer Erkenntnisse in einigen Fachbereichen eine regelmäßig stattfindende Tagung, auf der die neuesten Erkenntnisse im Spezialistenkreis vorgestellt werden. Im Anschluss daran erscheinen die schriftlichen Ausarbeitungen, die relativ häufig auf den Internetseiten der jeweiligen Fachgesellschaft veröffentlicht werden. Diese Publikationsplattformen sind oft recht isoliert. So ist es aufgrund fehlender Schnittstellen häufig nur schwer möglich, die Informationen über die Publikationen – die sogenannten Metadaten – zu nutzen, zum Beispiel, um sie über Suchmaschinen wie Google auffindbar zu machen. Auch eine Anbindung an Bibliothekskataloge wird so erschwert. Zwar erfüllen diese Publikationen den Kern des Open Access, indem sie frei zugänglich sind. Weil sie aber so abgekapselt sind, sind sie vor allem Eingeweihten zugänglich und repräsentieren eine recht geschlossene Form des Open Access.

Zuletzt werden immer mehr dieser Formate in sogenannte Diamond-Open-Access-Journals umgewandelt. Damit erscheinen sie weiterhin digital, aber in der Rahmung einer Zeitschrift, die in der Regel mit einer modernen Schnittstelle für die Metadaten ausgestattet ist und die insgesamt eine technische Erneuerung bedeutet. Die Kosten hierfür trägt in der Regel die Fachgesellschaft oder eine einzelne Institution.

5. Vorbehalte

Fachspezifische Dynamiken bestimmen den unterschiedlichen Verbreitungsgrad von Open Access in den einzelnen Fächern. In der Chemie ist dieser Publikationsmodus noch weniger verbreitet als in der Physik oder in der Biologie. In den Technikwissenschaften ist Open Access wiederum weniger verbreitet als in den Naturwissenschaften. Als Gründe hierfür wurden in Befragungen die mangelnde Bekanntheit adäquater Angebote und die Annahme minderer Qualität, die dem Open-Access-Publikationsmodus teilweise noch als Vermutung anhaftet, genannt. Einige Vorbehalte lassen sich auch auf die Industrienähe zurückführen, da in den Technikwissenschaften Teile der Forschungsergebnisse und auch der erhobenen Forschungsdaten im Rahmen von Auftragsarbeiten entstehen. Auch wo das nicht der Fall ist, lässt sich aus dieser Struktur eine grundsätzliche Skepsis gegenüber der freien Veröffentlichung von Erkenntnissen ableiten. Auch spielt die Verwertung von Forschungsergebnissen für Patente eine Rolle, wie auch der Praxisbezug, durch den die Technikwissenschaften weniger in den klassischen Publikationsformaten publizieren.

6. Predatory Publishing

Die beachtlichen Geldflüsse haben auch zu missbräuchlichen Publikationen geführt: Sogenannte predatory publishers verlangen ebenso hohe Veröffentlichungsgebühren wie anerkannte Verlage, führen aber keine wissenschaftliche Begutachtung durch und haben keine valide Qualitätssicherung. Teils wenden sie sich gezielt an einzelne Forschende mit dem Angebot, in thematisch passenden Sonderausgaben eines Journals zu publizieren, die mitunter in großen Mengen auf den Markt gespült werden. Gerade in den großen Fächern sind die Publikationsangebote nicht immer überschaubar. Dies ist besonders dann der Fall, wenn Publizierende durch interdisziplinäre Ansätze auch in weniger vertraute Publikationskulturen vorstoßen und wenn internationale Publikationen relevant sind. Einer breiteren Öffentlichkeit wurde dieses Phänomen 2018 durch die Berichterstattung von NDR, Süddeutscher Zeitung und MDR bekannt: Unter Schlagwörtern wie Lügenmacher und Fake Science nahm die Debatte auch unsachliche Züge an, verweist aber auf ein tatsächliches Problem, das sich nicht zuletzt in einzelnen Open-Access-Formaten materiali-

siert. An den Institutionen ist das Problem bekannt und Publikationsangebote werden geprüft. Eine der wichtigsten Referenzen ist dabei das Directory of Open Access Journals (DOAJ), das weltweit zentrale Verzeichnis von reinen Open-Access-Zeitschriften. Es gibt also Möglichkeiten der Gegenprüfung.

7. Freier Zugang zu Forschungsdaten

Neben Textpublikationen ist die Veröffentlichung von Forschungsdaten als Open Data auch ein wichtiges Thema. In den naturwissenschaftlichen Fächern und ihren Teildisziplinen sind Publikationen von Daten wie die von Text unterschiedlich stark etabliert. In einigen Bereichen wird jedoch ganz fundamentaler Wert darauf gelegt: Die wichtige multidisziplinäre Zeitschrift Plos One beispielsweise verlangt bereits seit 2014 im Zuge jeder Textpublikation auch die Publikation der dazugehörigen Forschungsdaten. Dazu gehören Ergebnisse aus Befragungen, Erhebungen, Messwerte aus Zellanalysen, Bodenproben. Auch Forschungsförderer legen verstärkt Wert auf offene Datenveröffentlichungen. Als Ideale hinter dem Open Access zu Forschungsdaten stehen insbesondere der freie Zugang zu Forschungsergebnissen inklusive der erhobenen Daten, deren Nachnutzbarkeit für andere Forschungen sowie deren Transparenz und Überprüfbarkeit. Auf speziellen Servern – sogenannten Repositorien – werden die Daten zugänglich gemacht, in speziellen Datenjournals wird ihre Erhebung und Verarbeitung beschrieben. Um das Thema strategisch zu verankern und Angebote für den Forschungsalltag zu schaffen, entstehen spezielle Referate zu Forschungsdatenmanagement und Open Access, die forschungsunterstützend wirken. Bundesweit entsteht eine Nationale Forschungsdateninfrastruktur, an der sich Einzeleinrichtungen und Verbünde beteiligen.

Fazit

In den nächsten Jahren dürfte sich die Dynamik des Open Access in den Natur- und Technikwissenschaften weiter verändern: Während die Großverlage weiterhin wichtige Player bleiben, werden neue Finanzierungsmodelle entwickelt und getestet. Besonders Finanzierungen auf Gemeinschaftsbasis (sogenannte konsortiale Modelle) greifen in die Dynamik ein. Zudem werden neben den kommerziellen Angeboten verstärkt Angebote von Institutionen umgesetzt. //



Herausgeber:

Dr. Wolfgang Heuser, Tel.: 030 212987-29,
w.heuser@duz-medienhaus.de

Beirat:

Andrea Frank, stellvertretende Generalsekretärin, Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft e.V.;

Prof. Dr. Hans-Hennig von Grünberg, Professur für Wissens- und Technologietransfer, Universität Potsdam;

Prof. Dr. Monika Jungbauer-Gans, Wissenschaftliche Geschäftsführung, Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung GmbH (DZHW);

Roland Koch, Abteilungsleiter Kommunikation und Medien, Alfred-Wegener-Institut Helmholtz-Zentrum für Polar- und Meeresforschung;

Henning Rickelt, Geschäftsführer, Zentrum für Wissenschaftsmanagement e.V. (ZWM);

Dr. Carolin Schuchert, Geschäftsführerin, Promotionskolleg NRW; Vorstandsmitglied, Netzwerk für Forschungs- und Transfermanagement e.V. (FORTRAMA);

Ralf Tegtmeier, Geschäftsführender Vorstand, HIS-Institut für Hochschulentwicklung e.V.;

Dr. Meike Vogel, stellvertretende Leiterin, Zentrum für Lehren und Lernen (ZLL), Universität Bielefeld;

Dr. Vera Ziegeldorf, Mitglied des Geschäftsführenden Vorstandes, Netzwerk Wissenschaftsmanagement e.V.;

Prof. Dr. Frank Ziegele, Geschäftsführer, CHE Centrum für Hochschulentwicklung gGmbH

Redaktion:

Angelika Fritsche (fri), Redaktionsleitung

Tel.: 030 212987-37, a.fritsche@duz-medienhaus.de

Anne-Katrin Jung (akj), Redaktionsassistentin, Bildredaktion

Tel.: 030 212987-39, a.jung@duz-medienhaus.de

Adresse der Redaktion:

Kaiser-Friedrich-Straße 90, 10585 Berlin

duz-redaktion@duz-medienhaus.de

www.duz.de

Layout: Barbara Colloseus, Tina Bauer

Titelbild: Efe Kurnaz / unsplash.com

Ständige Autoren und Mitarbeiter:

Tina Bauer (tb), Benita von Behr (bvb), Johannes Fritsche (jo), Benjamin Haerdle (hbj), Veronika Renkes (kes), Prof. Dr. Frank Ziegele

Verantwortlich gemäß Pressegesetz:

Angelika Fritsche, Berlin

(für den redaktionellen Inhalt)

Anzeigen:

Ilonka Opitz, Dr. Markus Verweyst,

Tel.: 030 212987-31, Fax: -20, anzeigen@duz-medienhaus.de

Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 61 vom 01.01.2023.

Für Inhalte von Stellenangeboten und Werbeanzeigen sind die jeweiligen Inserenten verantwortlich.

Marketing:

Niklas Heuser, Tel.: 030 212987-21,

n.heuser@duz-medienhaus.de

Corporate Publishing und DUZ Special:

Ilonka Opitz

Tel.: 030 212987-12, Fax: -20

i.opitz@duz-medienhaus.de

Kundenservice:

Simone Ullmann (Leitung), Tel.: 030 212987-51, Fax: -30,

kundenservice@duz-medienhaus.de

Verlag, Unternehmenssitz und Geschäftsführung:

DUZ Verlags- und Medienhaus GmbH

Kaiser-Friedrich-Straße 90, 10585 Berlin

Tel.: 030 212987-0; Fax: 030 212987-20

www.duz-medienhaus.de

Geschäftsführer: Dr. Wolfgang Heuser

Berlin-Charlottenburg HRB 168239

Umsatzsteuer-ID-Nr.: DE301227734

Bezugsbedingungen: Abonnement mit 10 Ausgaben Wissenschaft & Management; Print + E-Journal: 129,80 Euro; E-Journal: 82,80 Euro. Alle Preise pro Jahr inkl. MwSt. und Versandkosten, Inland (Preise Versand Ausland auf Anfrage). Weitere Abonnement-Angebote wie z. B. DUZ plus (DUZ Magazin plus Wissenschaft & Management) oder Kennenlernen-Abos finden Sie unter www.duz.de/abo. Ermäßigte Abonnements für Studierende und Promovenden können nur direkt beim Verlag bestellt werden. Bei Lieferungsausfall durch Streik oder höhere Gewalt erfolgt keine Rückvergütung. Die Abo-Kündigung für alle Abonnement-Varianten muss 6 Wochen vor Ende des Bezugszeitraums beim Verlag eingegangen sein. Ansonsten verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Bezugsjahr.

© Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Beiträge, die mit Namen oder Initialen des Verfassers gekennzeichnet sind, stellen nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion oder des Verlages dar. Für unverlangt eingesandte Manuskripte sowie Meinungsbeiträge von Autoren, die nicht der Redaktion angehören, kann keine Haftung übernommen werden. Der Verlag behält sich vor, Beiträge lediglich insoweit zu kürzen, als das Recht zur freien Meinungsäußerung nicht betroffen ist. Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte von Links, auf die wir verweisen. Für den Inhalt dieser Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich. Herausgeber und Redaktion übernehmen keinerlei Haftung für die dort angebotenen Informationen.

ISSN (Print): 2626-1901 // ISSN (Online): 2627-0994



DUZ

WISSENSCHAFT & MANAGEMENT